

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1975)

Artikel: Karl Howald und seine Sigriswiler Chronik
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Karl Howald und seine Sigriswiler Chronik

An einem Sommertag des Jahres 1795 wurde in der Kirche Hilterfingen ein junges Paar getraut: Andreas Howald, heimatberechtigt in Graben bei Herzogenbuchsee, ein gewesener Schweizer Söldner in Holland, verheiratete sich mit der Tochter des Schulmeisters, Organisten und Chorrichters Johannes Krebs aus Hilterfingen. Die jungen Leute hatten sich in Interlaken kennengelernt; beide standen im Dienst des dortigen Landvogts Carl Friedrich von Steiger, der Bräutigam als Schreiber in der Amtsstube und persönlicher Sekretär seines Herrn, die Braut als Lehrerin für Gesang und Klavier in der landvögtlichen Familie.

Da die Amtsdauer des ihnen gewogenen Herrn von Steiger ihrem Ende entgegenging, suchten die jungen Eheleute ein Auskommen in der Hauptstadt. Das war damals für Nicht-Bernburger keine einfache Sache; ohne Steigers Fürsprache hätte sich der Plan jedenfalls kaum so rasch verwirklichen lassen. Andreas Howald fand eine Anstellung beim kantonalen Lehenskommissariat und wirkte in der Folge während Jahrzehnten als Schreiblehrer im burgerlichen Knabenwaisenhaus. Frau Barbara, die nicht nur eine begabte Musikpädagogin, sondern auch eine tüchtige Hausfrau war, nahm Pensionäre an ihren Tisch und erteilte nach Möglichkeit Klavierstunden. So wurde es dem Ehepaar möglich, eine wachsende Kinderschar nicht nur schlecht und recht durchzubringen, sondern auch sorgfältig schulen zu lassen. Freilich gelang dies nur unter Einhaltung strengster Lebensgrundsätze: Arbeit ohne Unterlass hiess die eine Parole, äusserste Sparsamkeit die andere (Vater Howald habe in seinem ganzen Leben «nie ein Wirtshaus besucht», wird erzählt). Schliesslich gehörte es zu den Selbstverständlichkeiten, dass die Eltern ihren Kindern ein echtes Christentum vorlebten: «Vater Howald war während fast fünfzig Jahren der regelmässigste Kirchgänger der Nydeckkirche, wo ihm immer der gleiche Platz gehörte»; und: «Zeitlebens [waren] Herz und Hand für andere offen».

Andreas und Barbara Howald durften die Früchte ihrer erzieherischen Anstrengungen in reichem Masse geniessen. Alle ihre überlebenden

sechs Kinder — zwei waren früh gestorben — entwickelten sich zu ihrer und der Umwelt Freude. Der älteste Sohn — die Hauptgestalt dieses Aufsatzes — studierte Theologie, zwei andere wurden erfolgreiche Aerzte (der eine in Burgdorf, der andere in Hofstetten bei Thun), der jüngste folgte Karls Beispiel und amtete später als Pfarrer in Herzogenbuchsee. Eine der beiden Töchter heiratete den Helfer und nachmaligen Pfarrer am Münster, Franz Gaudard, die andere blieb ledig und wurde zum Chummerzhülff für ihre Geschwister und deren Familien.

Karl Howalds Wesen und Werk war weitgehend durch die geistigen, charakterlichen und künstlerischen Anlagen seiner Eltern vorgeprägt. Als ein Vatererbe erscheint zum Beispiel seine Freude am Sammeln und Registrieren interessanter Fakten aller Art: Andreas Howald trug während Jahrzehnten eifrig Material zu einem bernischen Regionensbuch zusammen; es diente später dem Oberzollverwalter Durheim als Hauptquelle für das zweibändige Werk «Die Ortschaften des eidgenössischen Freystaates Bern» (1838). Die Kunstfreudigkeit der Mutter wirkte sich beim Sohn auf dem Gebiet des Zeichnens und der Malerei aus. Dass die politischen Kämpfe der vierziger und fünfziger Jahre den Pfarrer von Sigriswil an die Seite eines militanten Konservatismus führten — ähnlich wie den Grossen von Lützelflüh, man denke an «Zeitgeist und Berner Geist» —, steht in enger Beziehung zur strengen sittlichen Grundhaltung des Elternhauses.

Etwas Wesentliches ist schliesslich nicht zu vergessen: Die Herkunft der Mutter und Ferienerlebnisse bei den Grosseltern in Hilterfingen erklären Howalds Liebe zum Oberland, ganz besonders zum Thunersee und seinen lieblichen Uferlandschaften.

Werfen wir nun einen Blick auf den äussern Werdegang unseres Chronisten.

Im Frühling 1796 geboren, durchlief der erste Sohn des Ehepaares Howald-Krebs in Bern die für einen zukünftigen Akademiker üblichen Schulen: die «Grüne», eine Art Gymnasium, dann die Akademie; daneben besuchte er die Berner Kunstschule. Während seiner Studentenzeit gehörte Karl Howald einer «deklamatorischen Gesellschaft» an. Er wurde deren Präsident und war wohl einer der Hauptinitianten für zwei Theateraufführungen, die im Hungerjahr 1817 zugunsten der Notleidenden der Stadt veranstaltet wurden; man wird seinen Einfluss

auch bei der Wahl der Stücke, «Tell» und «Wallenstein», vermuten dürfen: beide entsprachen mit ihrem geschichtlichen Stoff seinen Neigungen.

Vor der Schlussprüfung und der feierlichen Aufnahme in den bernischen Kirchendienst im August 1821 verbrachte der junge Theologe zwei Jahre in Lausanne als Hauslehrer bei Karl Anton von Lerber (1784 bis 1837), dem nachmaligen ersten bernischen Landammann und Schultheissen nach der Staatsumwälzung von 1831.

Wenige Wochen nach dem Staatsexamen wurde Karl Howald von der Stadtverwaltung zum Inselfarrer ernannt. Mit diesem Amt war eine Dienstwohnung — zwei Zimmer mit herrlichem Blick alpenwärts — im Spital verbunden (die damalige «Insel» stand an der Stelle des heutigen Bundeshauses-Ost).

Howald betreute sein anspruchsvolles Amt zwölf Jahre lang. Drei grosse Reisen, auf die wir hier nicht näher eingehen können — nach Paris, nach Mittel- und Süddeutschland, nach Rom —, erweiterten während dieser Zeit den Bildungshorizont des jungen Geistlichen und förderten seine künstlerischen Neigungen. — Die schwerste, ja eine wahrhaft «fürchterliche» Aufgabe fiel dem Inselfarrer zu, als er in Vertretung des betagten Dekans Wyttenbach — es handelt sich um den eifrigen und hochverdienten Oberlandfreund J. S. Wyttenbach (1748 bis 1830) — eine zum Tode verurteilte Kindsmörderin auf die Hinrichtung geistlich vorzubereiten und auf das Schafott draussen vor der Stadt (auf dem Areal der heutigen «Insel») zu begleiten hatte. Nach der Exekution hielt der damals dreissigjährige Inselfrediger eine kräftige Standrede an das in Scharen herbeigeströmte Volk der Schaulustigen und Sensationslüsternen. Sie ist bereits auf den Ton gestimmt, der auch seine spätern Predigten auszeichnet: ernst, klar, unerschrocken, bildkräftig, zur Mitverantwortung dem Mitmenschen gegenüber aufrufend. — Nebenbei: Der Anlass hat unsern Chronisten nicht etwa zum Gegner der Todesstrafe gemacht. Bei Mord gebe es nur einen Grundsatz: «Leben gegen Leben!», schreibt er wenige Jahre vor seinem Tod.

Im Herbst 1833 bewarb sich Howald um die eben freigewordene Pfarrstelle in Sigriswil. Der Regierungsrat, damals Wahlbehörde für die Geistlichen, wählte ihn einstimmig; am 18. Dezember 1833 hielt er in der grossen, schönen Kirche über dem Thunersee seine Antrittspredigt.

Wenige Tage später schloss der neue Ortspfarrer den Ehebund mit der Stadtbernerin Sophie Dietzi, und in den nächsten Jahren erfüllte frohes Leben das Sigriswiler Pfarrhaus. Den Eheleuten wurden drei Söhne geschenkt: Karl (1834), Rudolf (1836) und Gottfried (1840). Der älteste wurde Amtsnotar in Bern, erhielt das dortige Bürgerrecht und hinterliess bei seinem Tod (1904) mannigfache Spuren im kulturellen Leben der Bundesstadt (er setzte sich u. a. eifrig ein für den Ausbau des Münsterturms zu Ende des 19. Jahrhunderts). Der Zweitgeborene liess sich in Burgdorf als Arzt nieder, während der jüngste, Gottfried, auf dem Beatenberg als Lehrer wirkte.

35 Jahre lang durfte Pfarrer Howald seiner Wahlheimat Sigriswil dienen. «Einen gesunden, schönern und angenehmern Landaufenthalt als Sigriswyl gibt es kaum auf der ganzen Erde», trug er im Sommer 1865 in seine Familienchronik ein. Mit der Gesundheit kräftigte und steigerte sich da oben auf der herrlichen Bergterrasse auch Howalds Arbeitskraft. Nicht nur galt er bald in weitem Umkreis als hervorragender Kanzelredner (gelegentlich fanden sich Theologiestudenten von Bern her in seinen Predigten ein); in rascher Folge liess er ausserdem eine Reihe von Abhandlungen zur Geschichte seiner geliebten Vaterstadt im Druck erscheinen, — über Brunnen, bedeutende Gestalten usw. Seine nimmermüde Feder füllte schliesslich einige Dutzend Chronikbände mit Eintragungen und Illustrationen aller Art: Reminiszenzen, Anekdoten, Sagen, Legenden, geschichtlichen Auszügen und Uebersichten. Fünfundfünfzig dieser Bände werden in der Berner Bürgerbibliothek aufbewahrt, die meisten bearbeiten stadtbernische Themen. Besonders gern verweilt der Chronist auch hier bei den Stadtbrunnen; er schreibt aber auch über wichtige Gebäude, über Klöster, Schutzheilige und Bruderschaften in der mittelalterlichen Stadt; sorgsam trägt er endlich alles Wissenswerte aus den Tagen des Untergangs von 1798 zusammen. Weitere Manuskriptbände familiengeschichtlichen Inhalts schrieb Howald für das Familienarchiv seines Geschlechts.

Wie man sieht, bildet die mehrbändige Sigriswil-Chronik nur einen Bruchteil des Gesamtwerkes dieses originellen Mannes. Aber sie allein würde dem eifrigen Schreiber und Künstler ein ehrendes Nachleben sichern.

Zu Beginn seiner Chronistentätigkeit für die Vaterstadt schrieb Howald: «Vergleichung des Lebens und Treibens früherer Genera-

tionen mit den spätern an ein und demselben Orthe ist von allerhöchster Wichtigkeit und lehrreich für denkende Menschen, besonders in einem Zeitalter, wo frappanter Wechsel im kirchlichen, politischen und bürgerlichen Leben und schroffe Gegensätze an der Tagesordnung sind.» Dieselbe Ueberzeugung leitete ihn auch bei der Abfassung seiner Sigriswiler Chronik. Aber Inhalt und Ton lassen auf weite Strecken den Eindruck aufkommen, der temperamentvolle, kämpferisch veranlagte, durch und durch politisch empfindende Pfarrherr von Sigriswil habe sich als Chronikschreiber auch ein Ventil für seinen zeitweiligen innern Ueberdruck geschaffen. In den Predigten, von denen 20 nach seinem Tod herausgegeben wurden — andere hat er ganz oder auszugsweise seinen Chronikbänden anvertraut —, nahm er nämlich nur selten Bezug auf die politischen Ereignisse in der engern oder weitem Heimat, obwohl sie ihn brennend interessierten. Man kann daher oft kaum glauben, dass der Verfasser der methodisch aufgebauten, bei aller Bestimmtheit der Glaubenshaltung doch eher konventionell wirkenden Predigten derselbe Mann sein soll, der auf den Chronikblättern so viele farbig bewegte Dorfszenen festhält, so manchen Mitbürger scharf und unnachsichtig charakterisiert oder karikiert und so und so oft einen polternden Ausbruch seines leidenschaftlichen Temperaments verewigt.

Doch es ist Zeit, dass wir den Chronisten selber zum Wort kommen lassen. Die Fülle und Verschiedenartigkeit seines Materials macht eine Auswahl zwar schwer; auch verdient nicht alles gleichermassen unsere Beachtung. Was Howald aus frühern Chroniken und geschichtlichen Darstellungen übernimmt und gelegentlich allzu kritiklos weitergibt, wiegt naturgemäss leichter als das, worüber er aus eigener Anschauung und nicht selten als unmittelbar Beteiligter berichtet.

Jedem der sieben Bände seiner Chronik stellt Howald eine Art Inhaltsangabe voran, oft ergänzt er sie durch ein Vorwort. Die Gesamtkonzeption umschreibt er im ersten Band so: «Sigriswyler Chronick aus alten Urkunden und Volkssagen zusammengetragen und bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt, sammt den Verzeichnissen der Leutpriester, welche vor der Reformation, der Pfarrer, welche nach derselben der hiesigen Kirche vorgestanden; dessgleichen der Statthalter der Gemeinde Sigriswyl und der Schultheissen zu Thun». Mit Stift und Pinsel hält unser Chronist ausserdem bedeutsame Objekte (Kirchen,

Kapellen, Schlösser zum Beispiel) und originelle Gestalten auf seinen Blättern für die Nachwelt fest, besonders häufig in den ersten Bänden (seit 1841) und im Ergänzungsband «Änet dem See' und diesseits (Einigen-Chronik, Spiez, Oberhofen)». Mit fortschreitendem Alter überlässt er den Platz fast ausschliesslich seiner eiligen Feder, die Schrift wird unruhiger, der Text wirkt, so weit er politische Dinge betrifft, womöglich noch angrifflicher, heftiger als früher; oft aber schwingt ein deutlicher Unterton von Resignation mit.

Als natur- und volksverbundener Beobachter erkannte der Pfarrer von Sigriswil, dass seine weitläufige Berggemeinde in besonderem Masse vom Wetter abhängig war, um so mehr, als sie so verschiedene Höhen- und Wirtschaftsgebiete umfasst. Das hatte zu Anfang des 17. Jahrhunderts schon der Thuner Pfarrer J. R. Rebmann in einem Riesengedicht («Das Gastmahl») angedeutet; Howald übernimmt einige Verse daraus:

Sigerisweil die Gmeind und Pfarr'
Ligt ob dem Berg, hoch obenhar,
mit weiden lieblich, Korn und Wein,
das kann ein loblich birg da seyn . . .

Jedenfalls versteht man, dass der Chronist es in der Folge nicht an Hinweisen auf aussergewöhnliche

Wetterverhältnisse

fehlen lässt. Einige Belege:

«Im Jahr 1233 war ein äussert kalter Winter, dass sogar der Wein in den Kellern gefroren ist; man verkaufte denselben in Eisstücken pfundweise und machte ihn durch Wärme wieder geniessbar. Viele arme Leute erfroren in ihren Betten.»

1555 war «ein sehr kalter Sommer».

«1573 überfror der Thunersee. Zu Bern zog man am Neujahrstag mit Trompeten und Pfeiffen über die zugefrorene Aare, vom Marzili bis zum Schwellenmätteli.»

«1574 war ein Fehljahr. Die Obrigkeit erliess ein Mandat wider Sünd und Laster.»

«1579 im Oktober gefroren die Trauben an den Stöcken, der Wein war laugenfarbig; im Frühjahr gab es Würmer darinn; man rührte das Pflaster damit an.»

Im Mai 1679 «ist folgendes Sprüchlein erfüllt worden:

Buben im See, Reif und Schnee,
Zeitig Kirschen, Blüth im Wein
Ist alles in einem Mayen gsin.»

Im Winter 1685 fror der Thunersee erneut zu. «Man ist von Merligen nach Krattigen und Faulensee mit Schlitten gefahren, auf denen die Leute Heu geholt haben.»

Wo Howald aus eigener Anschauung berichtet, wachsen sich seine Eintragungen gelegentlich zu bildstarken Schilderungen aus. «Wie im May 1846 der Föhn tobete»; Wie ein Theil des Kandergriens unter-sank» (29. Juli 1846; «Zu Oberhofen und Gunten entsetzten sich die Leute vor den heranstürmenden Wellen»). «Wie über der Alp Trüschübel ein Wolkenbruch geschah und in demselben Johannes Neuen-schwander umkam» (7. August 1846). «Wie der Guntenbach austrat den 24. August [1846]»; «Wie der Guntenbach noch mehr anschwell». Für das Jahr 1853 verzeichnet unser Chronist einen warmen Winter, auf den am 20. März ein unerwarteter Kälteeinbruch folgte. 1856 drohte ein heftiges Gewitter das Dorf Merligen zu zerstören; «der sonst unbedeutend scheinende Gerbebach» schwoll zum Waldstrom an, desgleichen der Justistalbach. Häuser wurden in den See hinausgetragen... Ein «schauderhaft schlechter Leset» kennzeichnete den Oktober 1860, während 1864 von einem «guten Leset» und «guten, auch wohlfeilen Erdäpfeln» die Rede ist. «Sehr warme Wintertage» mit einem «Sturm auf dem See» brachte der Januar 1865. Umgekehrt war der 23. Mai 1867 «ein kalter Wintertag mit Schnee».

Einmal weist Pfarrer Howald in Zusammenhang mit einem «erzkalten Sonntag» auf eine Tatsache hin, die der Nutzniesser der modernen Technik und des neuzeitlichen Komforts allzu leicht vergisst: die meisten Kirchen waren zu jener Zeit noch nicht heizbar. Das Gotteshaus zu Sigriswil erwärmte sich am 6. Januar 1867 ein wenig, weil es dicht besetzt war. Wie oft aber werden die Kirchgänger heimlich geschlottert haben! Pfarrer Howald war trotzdem der Auffassung, die

Sigriswiler sollten nicht die Gemeinden nachahmen, «die mit eisernen Öfen und langen, die Räume der Kirche entstellenden eisenblechernen Rohren» heizen wollen: «die nahe an den Öfen sitzenden Leute müssen vor Hitze schwitzen, und die nur wenige Schritte entfernter sich befindenden Zuhörer schlottern vor Frost».

Damit sind wir beim Thema

wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse

angelangt.

Im Jahr 1837 zählte die Gemeinde Sigriswil 2864, neun Jahre später 3097 Einwohner; darunter waren drei Blinde, ein Stummer, zwei Taubstumme und fünf «Blödsinnige». Ueber die Bauart der Häuser schreibt Howald: «Die mehrsten Wohnungen sind aus Holz gezimmert und ruhen auf einer niedrigen Unterlage von Mauern, welche etwa Kellerräume und Ställe umschliessen. Das Bergholz (...) ist sehr dauerhaft, wenn gleich allen Veränderungen der Witterung ausgesetzt.»

Für die Bedeutung des Weinbaus noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts gibt der Chronist verschiedene Hinweise. Ralligen, «gegenwärtig [d. h. zu Beginn der vierziger Jahre] einem Armenspital ähnlich» — mehrere Familien hatten sich schlecht und recht darin eingenistet —, war einst ein Rebschloss, «denn Keller und Trüel nehmen das ganze Erdgeschoss ein». Einmal notiert Howald in einer langen Liste die Namen der Leute, die «dem Pfarrer Trauben brachten». Man vernimmt ferner, dass zu Ende August jeweilen die «Wahl der Trübelhirten», d. h. der «Aufseher über den hiesigen Rebberg» erfolgte.

Die sozialen Verhältnisse waren zu Howalds Zeiten alles andere als rosig; oft ist auf den Chronikseiten von Armut und Bettel die Rede. 1846 soll es Tage gegeben haben, «an denen an einem einzigen Hause über 20 Bettler anklopften». «Die Merliger-Bettler warfen sich auf Oberhofen, Hilterfingen und Thun.» «Im Frühling 1834 wanderten viele Leute von Sigriswil aus nach Amerika.» 1846 beschloss die Dampfschiffahrtsgesellschaft, «weil die Dampfschiffe auf dem Thuner- und Brienzersee sehr viel eingetragen haben», «unter die an den Ufern der beiden Seen gelegenen Ortschaften 300 L. [Pfund] als Armensteuer zu vertheilen. Für die Ortschaften Gunten wurden bestimmt L. 14, für Merligen L. 21.» Die Spender liessen ausserdem Brot austheilen.

1842 verübte eine Bande von Nichtsnutzen rings um den Thunersee zahlreiche Diebereien; von der Weide weg wurden sogar Kälber gestohlen. «An die Türe eines Speichers schrieben die Kerle:

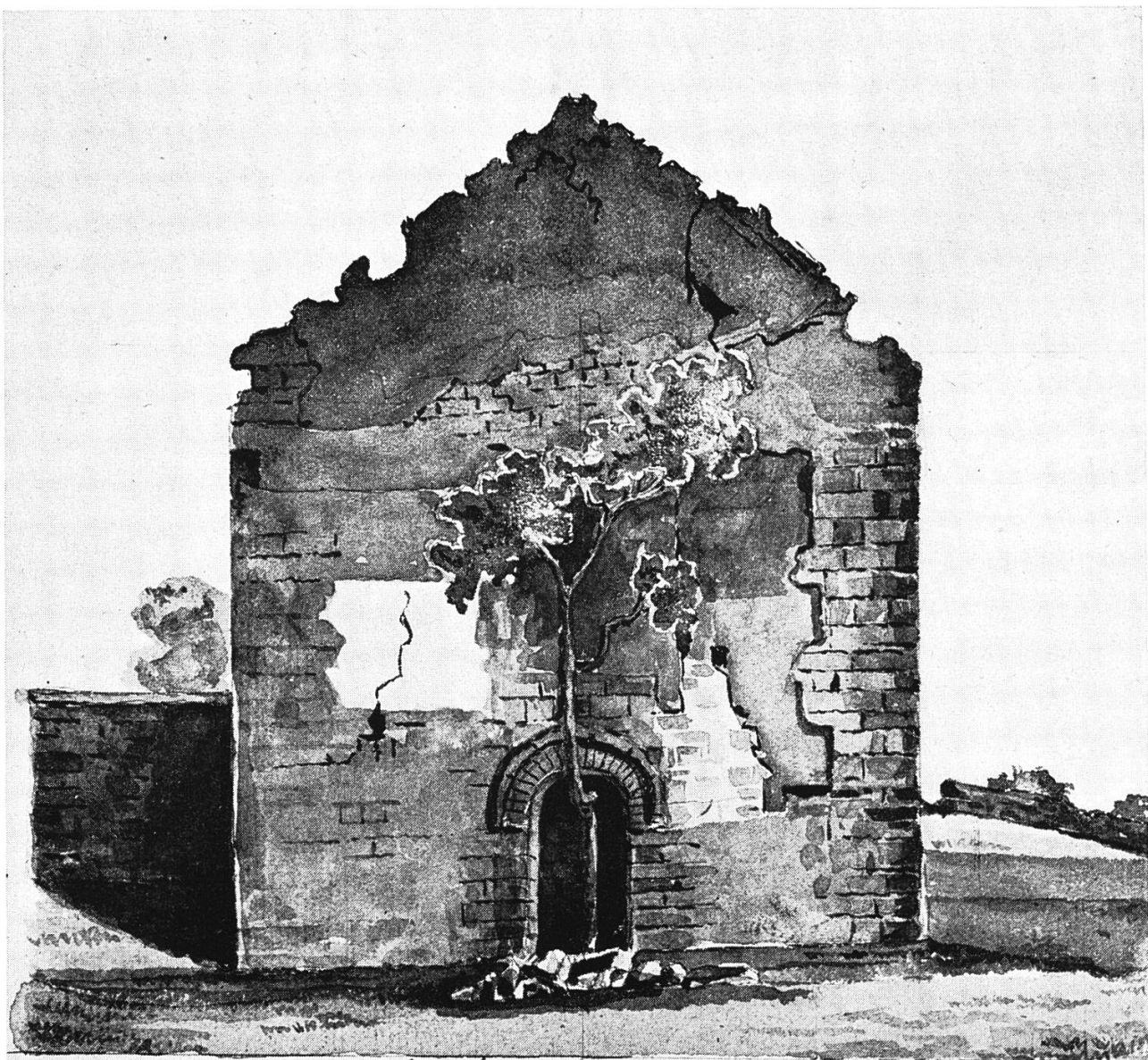
Unser sind dreyssig, / Stehlen thun wir fleissig.

Die Herren thun uns nichts, / die Bauern fürchten wir nichts.»

Manches interessante Streiflicht fällt in Howalds Chronik auf allerlei Volkskundliches: Sagen, Legenden, Aberglaube, Brauchtum, Volksmedizin, Volkscharakter usw. Auf die vielen Beatus- und Justuslegenden, die Sagen von Kobolden, Zwergen, Bergmännlein, die Berichte über den Untergang ganzer Städte (Roll, Seefeld) können wir hier nicht eintreten; sie sind anderweitig bekannt geworden und tragen nicht eigentlich Howalds «Handschrift». Dagegen seien auf gut Glück einige andere Rosinen herausgegriffen.

Unter dem Titel «Mondscheingeschichten» notiert Pfarrer Howald, es sei «sonderbar, dass die Leute glauben, es sey nicht erlaubt, im Mondlicht zu arbeiten»: Unglücksfälle und rätselhafte Erkrankungen wären die Folge. — «Im Herbst dieses Jahres 1855 nahm hier auch die Zaubereisünde des Tischrückens und Tischklopfens überhand.» — Jenseits des Sees, in Aeschi, machte ein Wunderdoktor namens Strahm von sich reden. Er war «ein rechtschaffener Mann» mit einer Anlage zum Uebersinnlichen. Im Volk gingen nicht nur Berichte von seltsamen Heilungen, sondern auch von unerklärlichen Erfolgen seines sechsten Sinnes um: einen lange vergeblich Gesuchten «sah» er auf den Strassen von New York . . . Zu Kuhns Zeiten hatte ein anderer Wunderdoktor, Ulrich von Gunten in Gunten, einen «starken Zulauf» gehabt — trotz (oder wegen?) seiner seltsamen Methoden: Bei anhaltendem Kopfweh «applizierte er den Bohrer an den Schädel des Kranken und öffnete denselben, um zu untersuchen, wo das Uebel seinen Sitz habe; diejenigen, welche nicht während der Operation den Geist aufgaben, brachten manchmal ihr Leben noch während einer kurzen Frist davon». Der «Saager Müller», «der zum kunstmässigen Zahnausziehen mit dem stählernen Schlüssel und andern Übungen der niedern Chirurgie viel Geschick besitzt», nahm im Januar 1846 an einem kleinen Mädchen eine erfolgreiche Nasenoperation vor.

Dann und wann stellt unser Chronist merkwürdige Käuze vor. Ein junger Ehemann, Stephan Kämpf in Aeschlen, «hatte ein kieselstei-



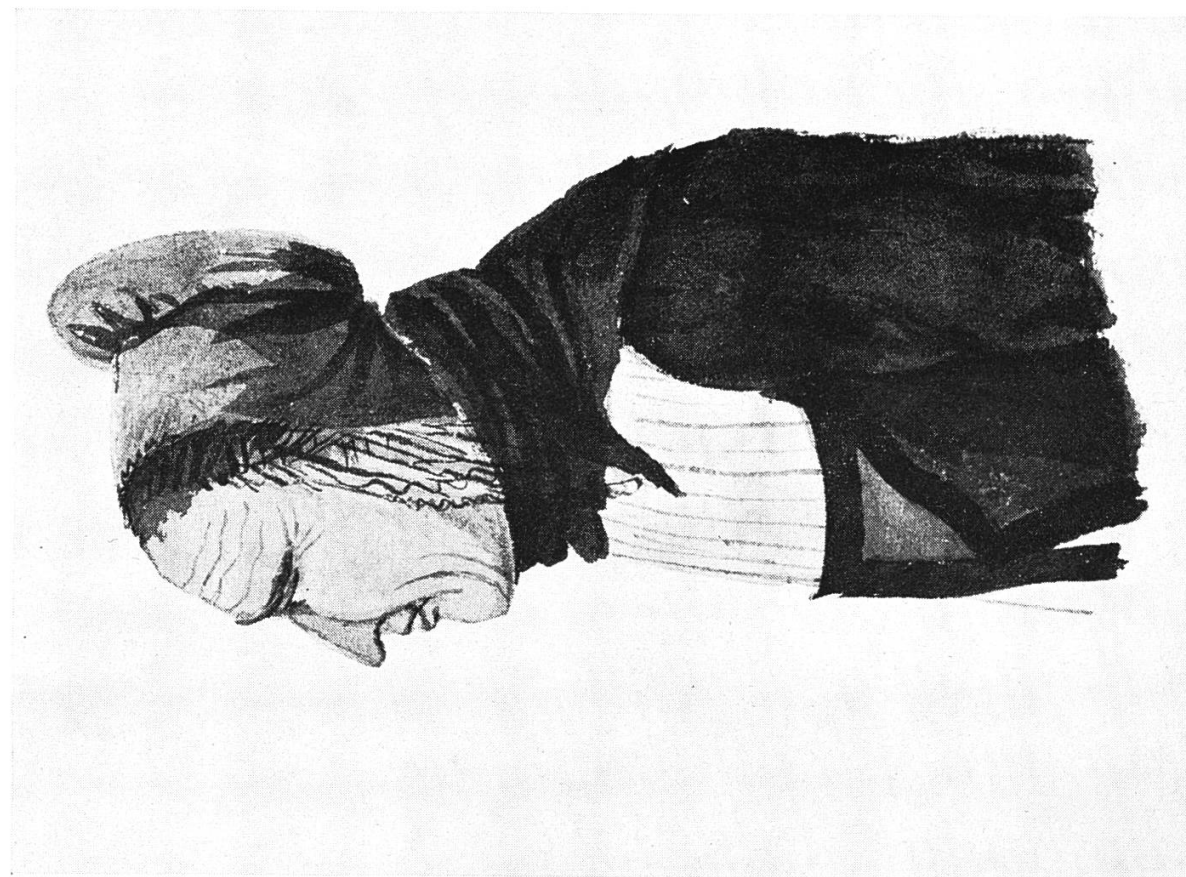
St. Columban Capelle.
Westseite.

Sie, eine mit unbeschämten Kiesel- und Kalksteinen bemauerte, gebaute Kirche ist ein
der Hauptzugang zur Capelle gewesen. Über dieser Kirche wird man bei der Reise noch sehen,
der Kasse, die die Hand, der Vermittler ist, die Zeit der Erbauung der Gotteshaus für
die große Masse der Bevölkerung zu Darstellung hat. Denn mit dem Leben der
Columbanen ist es verbunden.
Jetzt, oberhalb der Kirche, wo unsere Kalksteinbauwerk ist, mag nach der Reformen-
tion ein solches Fort der neugemauerten werden. Jetzt das Gebäude einer Hauptkammer für
Zuführung der Bevölkerung.

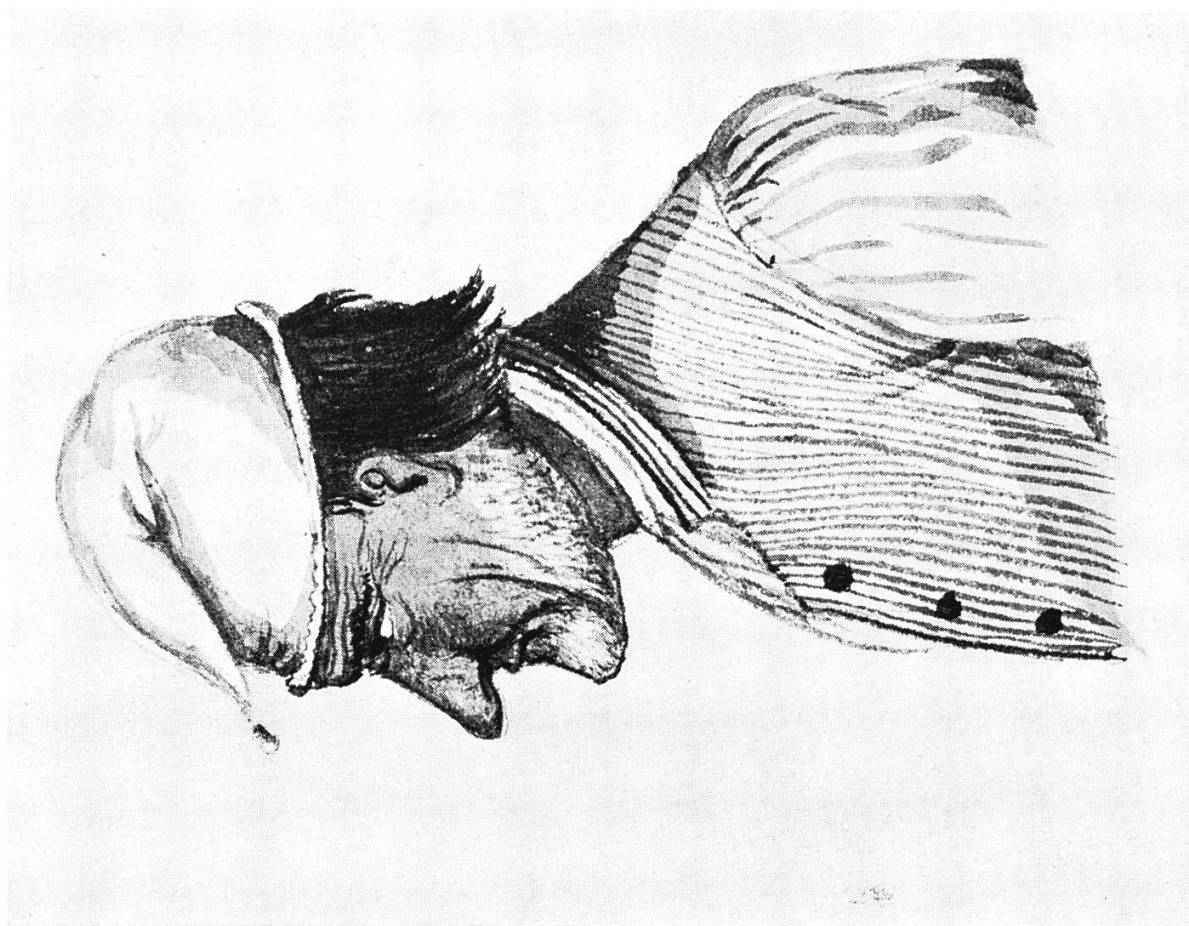
Zunächst hie her. Sie können mit M. Sie hie her. Aber jetzt in die Nähe
 gebracht sein, der fällt. Sie das Land nicht verlassen können, im Anblick der
 Tugend auf dem Leben, der den besten Teil des Lebens, das einen
 Jagarischen Frieden auf sich zu ziehen. So sag so aus:



Der Schulmeister Stauffer zu Schingel.



Walker Grit



Alt Weibel Stauffer zu Sigriswil

1846.

Wie es am Verfassungstage
hin und her gegangen ist.



Alm einunddreis-
sigsten July 1846 hielt

das Bernervolk die Abstimmung über

die Einnahme oder Verwerfung des Verfassungs-Entwurfs,
welcher, in Folge des heillosen Freyschaarenzugs, von dem General desselben,
dem schweizerischen in die Schweiz gejagten und darauf auf Lorbeeren einmarschirten
Führer des Berner Volks, dem Ex-Regierungsrath: und Mitglied des Kantons, dem
radikalen Führer des Berner Volks: dem seiner Zeit: des Hauptmanns, dem
Anlage gesetzten Ex-Regierungsrath: Morin, und dem übrigen am 1. d.
vorm. Tag dieses Jahres dem Volk gezeigten s.g. Verfassungsentwurf, in Zeit von
4 Monaten, gemacht worden ist, bez. auf der von der Abstimmung im
Jahr, am 2. März, dem Verfassungsentwurf gezeigten Artikel: Aufsatz im Ganzen,
auf Kräften, und gesellen sich.

neres Herz, denn während seine verstorbene Frau noch im Hause war, verkaufte er, auf dem Sarg seiner Ehehälfte sitzend, die Kleider derselben, unter anderm die Hochzeitskappe für 20 Batzen». Sieben Wochen darauf heiratete er wieder. — Die «Walker Grit» (eigentlich Margaritha von Gunten), die 1844 starb, war «eine kuraschierte Frau, die, wenn sie ein Mann gewesen wäre, leicht ein grosser Feldherr und Eroberer hätte werden können; sie verstand das Metzgen aus dem Fundament, schlug Säu, Rinder, Schaafe, Geissen und Küh', 's war ihr Ein Thun und stach sie meisterhaft, auch im Wursten war sie ausgezeichnet (...)». — Von einer abgehärteten, unerschrockenen Schifferin, dem «Saur-Änni» in Gunten, berichtet Pfarrer Howald, sie sei «in allem Wind und Wetter, in Sonnenschein und Nebel auf dem See» gewesen; «alle Samstage fuhr sie in ihrem von Leuten und Lebensmitteln vollgepfropften Guntenschiff auf den Markt nach Thun, von wo sie denn freylich öfters im Kopf benebelt späth abends zurückkehrte. Sie war so bekannt, dass man ihren stillen eingezogenen Mann nach ihr nannte: ,des Saur Ännis Mann'».

Oft taucht das Thema «Merligen» in Howalds Sigriswiler Chronik auf, so oft, dass man vermuten muss, es sei da eine Art Hassliebe mit im Spiel gewesen. Die Abneigung des Chronisten wird zu einem Teil darauf zurückzuführen sein, dass «die Merliger Narren des Sonntags mit ihren schweren Köpfen nicht bis zur Kirche zu bringen» waren. — Einmal (Band 5, S. 13 f.) macht Howald den Versuch, die Besonderheit des Merliger Volksschlages aus den äussern Bedingungen zu erklären. «Ihre Haare sind meist dunkelbraun oder auch schwarz, hellblonde sieht man keine; das kommt daher, dass der Grund, auf dem sie leben, Kalkfels ist und dass sie, in ihrer topographischen Lage am Seeufer, der Hitze der Sonnenstrahlen ganz besonders ausgesetzt sind. (...) Der italienische Ausdruck oder der savoiardische ist ihnen angeboren; ihr Blick ist nicht offen, nicht der Ausdruck der Redlichkeit (...), sondern meist hämischer Art, schlau, witzig und verständig sein wollend. (...) Sie haben keine schön gebildeten Mädchen und Weiber, viele von ihnen scheinen dem Mulattenstamm verwandt zu sein und sind mit Kröpfen begabt. (...) Ihre Kleidungen sind bei Vielen erbettelt Zeug, daher nicht von elber Farbe wie in den übrigen Ortschaften der Gemeinde.» Auch sprachlich sollen die Merliger damals eine ausgesprochene Sondergruppe gebildet haben: «Anstatt Statt-

halter sagen sie ‚Staadhaahlter‘ — anstatt Thun sagen sie ‚Thu-hun‘ (...).» Im übrigen hätten die Leute von Merligen ein geschliffenes Mundwerk; selbst bei Leichenbegängnissen könnten sie «das Schnatzen nicht unterlassen», schreibt Karl Howald sarkastisch. An anderer Stelle (Band 6) berichtet er, «die» Merliger hätten nach dem grossen Unwetter im Sommer 1856 «lästerliche Reden» geführt (wie denn überhaupt in diesem Dorfe Gotteslästerungen «gang und gäbe» seien). Einer habe mit dem lieben Gott gerechnet: «We du nit anders regiere witt, so wei mer de anders mitenandere rede!» Uebrigens seien die armen Merliger damals «plötzlich reich geworden»: Während «das ganze Nest kaum 100 000 Franken werth» sei, habe man es fertig gebracht, für die 146 Betroffenen zuhanden der Sammelaktion eine Schadenssumme von 250 000 Franken zusammenzustellen!

Der Raum gestattet es nicht, auf alle die weitem Müsterchen einzugehen. Howald verzeichnet getreulich, und zwar immer unter voller Namens- und Berufsbezeichnung, was er an Narrenstücken und Aergerem vernommen hat: «Wie sich die Merliger im Libprügeln ihrer Weiber üben», «Wie Hans Oppliger zu Merligen seine Frau misshandelt hat» usw. Bei Anlass des Schulexamens vom 31. März 1857 scheint der Konflikt zwischen Pfarrer Howald und Merligen einen Höhepunkt erreicht zu haben. Band 6, S. 34: «Das Pult des Schulmeisters prangte mit einem grossen grünen Lorbeerkrantz, der bebändert war; oben drinn stack ein rother Federbusch, und in der Mitte des Creuzes ein Bogen Papier, auf welchem Glück- und Segenswünsche für den Lehrer angebracht waren, nebst folgenden Versen:

Jüngling, Mädchen und der Wein
Müssten stets beisammen seyn;
Denn ein Jüngling ohne Wein
Und ein Mädchen ganz allein
Müssen trockne Dinge seyn.

Als der Pfarrer nach gehaltenem Examen um sein Befinden ersucht wurde, sagte er, sonst sei der Lorbeerkrantz das Sinnbild des Ruhms gewesen; zum heutigen Examen jedoch schicke er sich nicht, dasselbe sei nicht lobenswert gewesen; der im Krantz angebrachte Vers sei auch nicht passend, in einer Schulstube zu figuriren (...).» Pfarrer Howald rügte im besondern, dass viele Kinder auf ihren Heften «nicht einmal ihren Namen richtig schreiben» könnten.

«Gute» alte Zeit? — Karl Howalds Chronik wimmelt von Gegenbeispielen zu diesem allzu oft kolportierten Schlagwort. In Tschingel entsteht 1844 ein «Tumult», weil der dortige Schulmeister «mit einer gottlosen Geige den Kindern in der Schule zum Gesang vorgeigt». Zehn Sigriswiler Schulmeister beschwerten sich über den Pfarrer: er lässt von den Unterweisungsschülern Aufsätzchen schreiben ... die Schulmeister aber «waren selber sehr schwach in der Sprachlehre und in der Verfertigung schriftlicher Aufsätze»! Sogar eine an sich positive Eintragung kann eher düstere Ausblicke eröffnen: «Der Neujahrstag von 1842 ging gut vorüber, ohne Gezänk und Schlägereyen.»

Dass Howalds Chronisten-«Gwunder» nicht an den Gemarkungen seiner Gemeinde haltmachte, haben wir bereits angedeutet. Mehr oder weniger ausführlich berichtet er auch über Unglücksfälle, Selbstmorde, Streitigkeiten in der Umgebung Sigriswils. In der Nacht zum 1. Dezember 1851 stürzte die Kirche Unterseen ein. «Der Schrecken sei so gross gewesen, dass die Leute geglaubt haben, der felsige Harder falle aufs Stättlein herunter, — andere meinten, der jüngste Tag sei da», notiert Pfarrer Howald, und er fügt bei, das Ereignis sei für «das radikale Nest» jedenfalls eine «ernste Mahnung» gewesen. — In Hilterfingen entstand am 16. November 1853 eine «Schulrevolution»: Schulmeister Tschan («ein ärgerlicher Lümmel, überspannter, stolzer Strolch und Halbnarr») hatte Rousseaus Lehre verkündet, der Mensch sei von Natur gut, was im Widerspruch zum «Heidelberger» (Katechismus) stand; ferner: die Erdäpfelkrankheit «sei keine Strafe Gottes gewesen, Gott gebe sich nicht mit solchen Kleinigkeiten ab». — Oft ist von Thun die Rede. Howald besucht dann und wann eine Theateraufführung im «Falken», ist das eine Mal höchst beeindruckt von einer lieblichen Schauspielerin, spottet ein andermal über den «herrlichen Kunstgenuss für die sentimental verschrobene Thuner Welt»; er registriert gelegentliche Rivalitäten zwischen Vertretern der Familien Knechtenhofer und Lohner; 1852 verfolgte er im Schloss den Prozess, der Licht bringen sollte in die «Ermordungsgeschichte des Käshändlers Gerber» an der Bernstrasse; er berichtet — auch im Bild — über den «Untergang des Postschiffes in den Schleusen zu Thun am 29. April 1851» usw.

Karl Howald war, wir hörten es bereits, in seinem tiefsten Wesen ein streitbarer, kämpferischer Geist. Wen wundert es daher, dass seine

Chronik zu der Zeit, da unser Land die von heftigen Leidenschaften durchtobte Phase der politischen Neuwerdung vor und nach 1848 zu durchlaufen hatte, fast ausschliesslich

politische Fragen

bespricht? dass er sich über Personen und Vorgänge ereifert, die nicht seinem Konzept entsprechen? dass er Urteile abgibt, die, obwohl heute sachlich zum Teil nicht mehr überprüfbar, alle Merkmale der Schwarzweiss-Technik aufweisen? — Es liessen sich viele Seiten mit seiner politischen Polemik füllen.

Um gerecht zu sein: Wenn der «wilde Poltergeist» von Sigriswil — so nannte ihn im Herbst 1850 ein Zeitungs-«Eingesandt» — an den radikalen Politikern zu Stadt und Land keinen guten Faden lässt, so kann man dies bis zu einem gewissen Grad verstehen. Im Lager der Freisinnigen, die 1830/31 die Volksherrschaft erkämpft hatten, machten sich seit der Mitte des Jahrzehnts mehr und mehr sozialistische, kommunistische, traditionsfeindliche und antireligiöse Elemente geltend; aus dem Hintergrund schürten ausländische Emigranten und Demagogen den Hass auf alles, was den Konservativen bis dahin lieb und teuer gewesen war. So musste das, was bei den Liberalen Europas als «Sonnenaufgang der Völkerfreiheit» gepriesen wurde, in der Schweiz selber vielen als geistiger und sittlicher Zerfall, ja als Anarchie schlechthin, vorkommen.

Man weiss, dass Jeremias Gotthelf in der Bundesverfassung von 1848 einen Leichenstein auf dem Grab der alten Eidgenossenschaft sah und dass in seinen Augen der erbitterte Widerstand der Altgesinnten gegen das rücksichtslos aufsteigende «Freischarenregiment» einem heiligen Kampf des Lichts gegen die Finsternis gleichkam. Ein ähnliches Schwarzweissdenken stellt man auch bei Howald fest. Auch für ihn gab es in der grossen Auseinandersetzung nur ein striktes Entweder-oder; die Brücken von Ufer zu Ufer waren abgebrochen. Daran haben wir zu denken, wenn wir nun einige Ausschnitte aus Howalds politischen Eintragungen ansehen; wir haben ferner in Rechnung zu stellen, dass der Meinungskampf zu seiner Zeit auf beiden Seiten mit beispielloser Härte und Roheit geführt wurde.

Im Vorwort zum Band 2 (1844 und 1845) sowie in der Vorrede zum Fortsetzungsband für 1846 und 1847 schlägt der kritisch-ironische Ton des Chronisten unmissverständlich durch: Man soll «noch in späthern Jahrhunderten sich einen Begriff davon machen können, wie im goldenen Zeitalter der Freyheit und Gleichheit die Sigriswyler ausgesehen haben», und: «Die Zeit bringt Rosen', sagt man im Sprichwort. (...) Die Zeit jedoch, welche in dieser Chronick beschrieben ist, hat sehr wenige Rosen und fast eitel Säüblumen hervorgebracht.» Zwar ist der geistliche Herr mit seiner Gemeinde nicht durchwegs unzufrieden. Zum Thema «Freischarenaufregung» stellt er im Gegenteil mit einem gewissen Stolz fest: «Recht so! Kein einziger Bürger von Sigriswyl (...) ist mit den Freyschäärlern gezogen!» Und dem 5., 1851 begonnenen Band gibt er «eine besondere Wichtigkeit, weil in demselben ausführlich die das Wohl oder Wehe unseres Volkes betreffende Geschichte über die am 18ten April 1852 geschehene Abstimmung wegen der beantragten Abberufung der [konservativen] Regierung unsers Cantons erzählt wird, eine Abstimmung, in welcher die Gemeinde Sigriswyl mit der Mehrzahl ihrer stimmfähigen Bürger, wie es vor Gott und Menschen Recht war, sich *für* die Regierung und *gegen* die radicale Wühlererei entschied.»

Um so mehr ärgerten den Chronisten alle da und dort aufbrechenden radikalen Regungen. In Merligen, liest man im fünften Band, habe «ein solcher Terrorismus» geherrscht, «dass um diese Zeit Niemand ein conservatives Blatt halten durfte». Wenn «die Strassen unsicher werden», Drohungen und Ueberfälle zunehmen (Band 3), so ist dies eine Folge des «grossen Fieberwahns, der jetzt die Welt erfüllt»; «zu Endorf sagte einer, jetzt sey Freyheit und Gleichheit, mann könne machen was mann wolle, Niemand habe einem mehr Etwas zu befehlen»: ein Münsterchen des «Endörfer Sansculottismus»!

Angesichts der wachsenden Anarchie beklagt Howald die «dumme Passivität der Conservativen» in und ausserhalb seiner Gemeinde. Im Bödeli zum Beispiel hat «das radikale Herrenführer-, Kutscher- und sonstige Lumpenvolk» die Herrschaft übernommen; da geben «einzelne berüchtigte Cannibalen» und «Spitzbuben» den Ton an. Die Konservativen aber «begnügen sich mit Stossseufzern, anstatt sich mit gewaffneter Hand gegen die Banditen zu wehren; das giebt natürlich den Radikalen Muth zum Wüstthun, indem sie rufen: Alles üses!»

In der Gemeinde Sigriswil scheinen vor allem die Schulmeister den radikalen Tross angeführt zu haben; ihnen gilt denn auch Pfarrer Howalds unversöhnlicher Hass.

Er stellt sie als die «marquantesten Personen» seines zweiten Bandes vor. Einer, im Volk «ds Gunterli» genannt, ist in seinen Augen «ein so abgefeimter Schelm, Hurer und Atheist, dass im Laufe eines ganzen Jahrhunderts unter den Sigriswylern kaum jemals eine so abscheuliche Notabilität aufgetaucht ist». Der Mann, der «in der Finsternis des Lasters» lebte, ertränkte sich schliesslich aus Angst vor einer Zuchthausstrafe unten im See. Howald notiert die Berichte, wonach er später als «Wiedergänger» da und dort gesehen worden sei; aber er lässt ihm doch auch soviel Gerechtigkeit widerfahren, dass er von einer «gewissen Belesenheit» und einigen anziehenden Eigenschaften des Unglücklichen spricht. «Wäre von Gunten ein rechtschaffener Christ gewesen, er hätte eine vorzügliche Zierde der Gemeinde seyn können.»

Den Unterstatthalter, Schulmeister und Organisten Johann Amstutz nennt Pfarrer Howald einmal «eine flüchtige Canaille», ein andermal spricht er von «einem merkwürdigen Gemisch von Herrschsucht und Untertänigkeit, von Schulmeisterweisheit und bodenlosem Leichtsinne». «Sein Charakter kann desswegen nicht geschildert werden, weil er keinen hat.» Nach dem Sieg der Konservativen in den Grossratswahlen vom 5. Mai 1850 verloren Amstutz, der Statthalter, und sein Bruder Christen, der Amtsrichter (in Gunten), ihre Aemter. Howald registrierte den «Sturz der hiesigen statthalterlichen und amtsrichterlichen Dynastie», die während einer Reihe von Jahren er allein bekämpft habe, mit unverhohlener Genugtuung. — Einen andern Schulmeister unten am See nennt Howald in überbordendem Zorn einen «rothradicalen Schullehrerstrolch»; «und solche Gimpel rühmen sich, die Träger der Bildung und Veredlung des Menschengeschlechtes zu sein»... Narren seien sie, «Kapuziner des Radicalismus»!

Der Leser kann sich nach dem Vorstehenden ungefähr vorstellen, wie unser Chronist die grossen bernischen Rollenträger des Radicalismus beurteilt. Ochsenbein, Stämpfli, Niggeler und viele andere kommen schlecht weg: sie sind Lügner, Schelmen, Aktenverfälscher und haben sich einen Anhang zu schaffen gewusst «von solchen, denen sie zu fressen und zu saufen gaben oder auch nur versprochen, eine Anzahl hungriger Affen, mit Federn hinter den Ohren und andern Zeichen

versehen». — Als Zeitungskorrespondent kreuzte Howald auch etwa die Klinge mit Samuel Liechti, der Schulmeister in Tschingel gewesen war und nun als Redaktor in Thun die radikale Trommel rührte, — er ist der «Thunerblatt-Schmierer»!

Dass die Vorgänge, die zum Bundesstaat von 1848 führten, vor Karl Howald keine Gnade fanden, ist begreiflich. Zum Sonderbundskrieg schreibt er u. a., es sei «keine Heldenthat» gewesen, «mit 80 000 Mann Luzern einzunehmen». Und: «Die Nachwelt wird den Sonderbundskrieg als den zweiten Akt des Freyschaarenzugs ansehen», was wohl heisst, sie werde in ihm ein weiteres Beispiel von Illegalität sehen. — Diese ablehnende Haltung hindert Howald natürlich nicht daran, seiner Chronik allerlei Münsterchen aus dem Krieg anzuvertrauen. — Nachdem die Sigriswiler entlassen worden waren, besuchten sie, Sonntag, den 5. Dezember 1847, gemeinsam den Gottesdienst: «Reservesoldaten, Sappeurs, Kanoniere, Scharfschützen, Jäger und andere Infanteristen, zusammen etwa 30 Mann», «mit den Lieutenanten Zeller und Graber an der Spitze».

Mit besonderem Interesse hat Howald den Stoff für seine

Pfarrhausgeschichten

und Charakterbilder von Pfarrherren zusammengetragen. Er zog den Kreis auch hier nicht allzu eng; auswärtige Kollegen gerieten vor allem dann in sein Blickfeld und forderten seine Kritik heraus, wenn sie politisch oder theologisch mit dem Radikalismus liebäugelten. Es versteht sich daher von selbst, dass man auch diese Urteile nicht zum vollen Nennwert nehmen darf.

Den Pfarrer von Gsteig bei Interlaken, Albert Weyermann, stellt Howald — 2 / 113 — im Bild vor; dazu schreibt er unzimperlich, der Dargestellte habe das «Aussehen eines Bruders Studio und Bachuspriesters». Eine von dessen Predigten nennt er «ein erbärmliches Gewäsch». «Ein ungeistlicher Witzbold» ist Pfarrer Walthard in Unterseen, während der Pfarrer von Hilterfingen, Ischer, seit 1847 Dekan, «vor Hochmuth und Eigenliebe fast zerplatzt»; Begriffe wie «Comödiant» und «Schwadronneur» vervollständigen das sarkastische Charakterbild. Den Pfarrer Hopf in Thun bezeichnet Howald gar als «dummen Teufel»: er soll an Ostern 1858 über den Text «Freut euch

des Lebens» gepredigt haben! Nicht ohne heimliche Schadenfreude notiert und kommentiert unser Chronist am Schluss seines letzten Bandes ein Missgeschick dieses Amtsbruders: Während der Predigt sind ihm die «Conzeptblätter» «wie eine geschossene Ente» auf den Kirchenboden geflattert; er verliert den Faden, setzt unvermittelt mit dem «Amen» den Schlusspunkt und «ist also den wenigen Zuhörern die Hälfte der Predigt noch schuldig».

Die Freude am Pikanten und Anekdotischen auf Kosten von Kollegen bricht mehrmals durch. Zwei Sigriswilerinnen erzählen dem Ortspfarrer von einer Predigt, der sie auf der Schwarzenegg beigewohnt haben. Pfarrer Benteli «habe Sachen gepredigt, dass man sich fast habe schämen müssen, wie es unanständig gewesen sey, solches von der Canzel zu sagen». (Benteli, ein «hypochondrisches Original», wurde im Herbst 1846 seines Amtes entsetzt.) Gerne möchte man wissen, ob und wie weit die folgende Eintragung (2/106) mit den Tatsachen übereinstimmt: «Zu Lützelflüh, wo der Gottesdienst von etwa 25 Personen besucht sey, habe ein Spassvogel einen Zeddel an die Canzel angenagelt mit der Inschrift: ‚Eine Kanzel zu vermietthen an einen Geistlichen‘.» «Was mag der geistreiche Jeremias Gotthelf dazu gesagt haben?» fügt Howald bei.

Eine Kulturgeschichte im Kleinen stellen Howalds Kurzbiographien der Sigriswiler Pfarrer dar (meist in Band 1). — Als erster reformierter Geistlicher erscheint ein Albrecht Vogt. «Des Pfarrers Frau» habe, nach der Chronik des Burgdorfers J. R. Gruner, 1554 «innert Jahresfrist 8 Kinder» geboren, «das erstemal 5, das andere mal 3». 1576 verlor ein Sigriswiler Pfarrer sein Amt, weil er «unter dem Baslerischen Regiment in den Navarrischen Zug sich begeben». Seines Amtes entsetzt wurde auch der Helfer Windegger, «ein verrückter Narr» (Ende 16., Anfang 17. Jahrhundert). Der Pfarrer Ulrich Scheurer führte «ein höchst ärgerliches Leben»; er war ein «elender Predikant», schief zum Beispiel oft auf der Kanzel ein. J. R. Gruner — es handelt sich nicht um den oben erwähnten Burgdorfer Dekan — «sey ein guter Prediger gewesen»; aber er war jähzornig und aufbrausend und machte sich überdies bei den Bauern unbeliebt, weil er — 1758 — von den neu aufgekommenen Kartoffeln den «Erdäpfelzehnten» verlangte. Einmal gingen erboste Bauern «in ihrer Frechheit so weit, dass sie die Canzel mit Erdäpfeln füllten».

Emanuel Rohr, Pfarrer in Sigriswil von 1778 bis 1807, führte sich «wie ein Landvogt» auf. «Wollte er nach Gunten, so liess er sich, auch in den langen Sommertagen, auf einem Schlitten herabziehen — wieder hinauf liess er sich in einem Lehnstuhl tragen.» «Er kam blind in die Gemeinde Sigriswil, liess sich aber später ziemlich glücklich operiren.» Rohr hatte drei «liebliche Töchter», alle wurden Pfarrfrauen. — Heute erinnert eine Tafel an der südlichen Kirchenmauer an diese markante Pfarrerpersönlichkeit.

Von 1799 bis 1806 amtierte der Volksliederdichter G. J. Kuhn als Vikar Pfarrer Rohrs. «Der war ein liberaler Patriot», sagt Howald. «Derselbe hatte nicht sonderliche Gaben für das Predigtamt. Er predigte Berndeutsch.» Der Chronist hebt Kuhns Naturverbundenheit hervor: «Sein Studierzimmer war einer kleinen Menagerie nicht unähnlich; lebende Eichhörnchen, Vögel, Schlangen, Insekten erhielten von ihm eine freundliche Pflege.» Viel tat Vikar Kuhn für die Volksbildung: «Bejahrte Männer verdanken es ihm, dass sie schreiben lernten.» — Ein Glarner namens Zentner löste Kuhn ab. Er blies die Bassposaune, «dass es den Leuten durch Mark und Bein ging». Gerne liess er sich zu Familienfesten einladen, ass und trank «und war guter Dinge». Wenn aber die Kirche neun Uhr schlug, «entfernte er sich regelmässig, bedankte sich und sprach: „Jetzt muss ich heim zum Nachtessen“».

Rohrs Nachfolger Franz Hofstetter hatte «ein kummerhaftes Gemüth», fühlte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen und starb in geistiger Umnachtung (in Worb). Auf diesen «armen» folgte ein «wunderlicher» Mann: der Zürcher Rudolf Holzhalb. Er war «ein kleines Männchen, das eine fuchsrothe Perücke trug, die ihm auch die Stirne (...) deckte». Schon beim Amtsantritt war er «in höherem Alter, dazu halb blind und halb taub». In den Unterweisungsstunden musste oft «ein Schulmeister mit dem Stocke» neben ihm zum Rechten sehen. Viel zu reden gab das Verhältnis zu seiner «sehr grossen, jungen» Haushälterin, einer Württembergerin (die er schliesslich heiratete). Wenn Nachtbuben ums Haus schwärmten, «rief der Pfarrer in seiner Stube aus allen Kräften: „Mariann, bleib mir treu!“ — Sie antwortete aus ihrer Stube: „Bleib nur ruhig!“»

Pfarrer Friedrich Lehmann, Karl Howalds unmittelbarer Vorgänger, kam 1818 von Grindelwald her nach Sigriswil. Vornehme Herrschaften hatten dort seinen Gottesdienst besucht, so der preussische König

Friedrich Wilhelm III. und Exkaiserin Marie-Louise von Frankreich. «Predigen konnte er prächtig; er schrie, dass die Zuhörer erbeben (...)»; aber seine geheime Leidenschaft blieb das Wildern und Jagen. Immerhin: Wenn die Gemeinde 1822 eine neue Orgel bekam, so war dies vor allem sein Verdienst.

Dann also, vor Neujahr 1834, zog «Carl Howald, von Graben, Kirchgemeinde Herzogenbuchsee», in das Sigriswiler Pfarrhaus ein. — Obwohl er in seiner Chronik die «Ich»-Form sorgfältig meidet — «der Pfarrer» (...) «glaubte sterben zu müssen», als am heissen Ostertag 1846 in der dichtbesetzten Kirche «niemand den Verstand hatte, die Fenster zu öffnen»; «der Herr Pfarrer» predige (nach einem Visitationsbericht) «verständlich, schriftgemäss und erbaulich» — obwohl also der Chronist seine Person möglichst im Hintergrund hält, vermittelt er ein scharf umrissenes Charakterbild von sich selbst — durch die Art, wie er Vorgänge und Personen beurteilt. Keiner der Seelenhirten von Sigriswil übertraf diesen Mann an Pflicht- und Verantwortungsgefühl; noch in seinen (zum Teil zeitbedingten) Einseitigkeiten und Uebertreibungen, den bald offenen, bald versteckten Seitenhieben auf Gegner da und dort spiegelt sich das eifervolle Bestreben, seiner von zersetzenden Kräften bedrohten Volksgemeinschaft aufzuhelfen.

Literatur

- Sammlung bernischer Biographien. Fünfter Band, S. 282—290: Karl Howald (1796 bis 1869). Verfasser: Karl Howald, Sohn; (mit ausführlicher Bibliographie).
- Carl Howald, Insel-Prediger in Bern, Standrede auf der Richtstätte bey der Enthauptung der Kindsmörderin Anna Barbara Liechti von Landiswyl, Kirchhöre Biglen, alt 34 Jahre. Gehalten den 26sten Brachmonat 1827.
- Ausgewählte Predigten aus dem Nachlass von Karl Howald, gew. Pfarrer. Bern 1870.
- H. Scheurer-Demmler: Pfarrer Karl Howald. «Der kleine Bund» 1934, Nrn. 2—4 (über die stadtbernischen Chronikbände).

*

Redaktioneller Hinweis: Gerne teilen wir unsern Lesern mit, dass Dr. Hans Sommer (Hünibach) demnächst eine breitangelegte oberländische Kultur- und Literaturkunde herausgeben wird («Volk und Dichtung des Berner Oberlandes»). In einem der nahezu 20 Kapitel seines neuen Buches wird er weitere Oberländer Chronisten vorstellen.